



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Bilder aus dem westlichen Mitteldeutschland

Richter, Julius Wilhelm Otto

Leipzig [u.a.], 1883

Geschichtliches aus dem Altsassenlande.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30013



Wittekind ruft seine Sachsen zum Kampfe auf.

Geschichtliches aus dem Altsachsenlande.

Die Varusschlacht und die Machezüge des Germanikus. — Schlacht bei Idistaviso. — Hermann und Marbod. — Hermann in der Sage und Poesie. — Karl der Große und das Sachsenvolk. — Die Schlachten bei Detmold und an der Hase. — Sagen von Wittekind. — Seine Güter bei Enger. — Reichstag zu Paderborn. — Wittekind's Taufe. — Die Sachsen als christlich-germanisches Element im deutschen Staatenverband.

Die Varusschlacht. Seit der Zeit, als Quinctilius Varus die Statthalterschaft über die beiden römischen Provinzen am linken Rheinufer und den von den Römern unterworfenen Teil von Deutschland an der Ostseite des Rheins und damit den Oberbefehl über die daselbst stehenden Truppen übernommen hatte (7 v. Chr.), wuchs die Erbitterung und der verhaltene Groll der Germanen von Tag zu Tage. Obwohl Varus von Natur schlaff war, so neigte sein Charakter hin und wieder doch zur Härte, ja, zur Grausamkeit. Hatte er doch in seiner frühern Statthalterschaft in Syrien Proben davon gegeben. Der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus berichtet uns nämlich, daß er einst daselbst 2000 aufrührerische Juden an den öffentlichen Heerstraßen von Judäa ans Kreuz schlagen ließ. Auch war er nicht frei von Habgier; denn, wie der römische Geschichtschreiber Vellejus erzählt, er kam arm in ein reiches Land (Syrien) und verließ reich ein verarmtes. Jedenfalls traf er den rechten Ton nicht, den Deutschen ihre Knechtschaft nicht allzu fühlbar zu machen. Er betrachtete sie nicht wie richtige Menschen, sondern meinte, außer der menschlichen Sprache hätten diese Barbaren nichts Menschliches an sich, und suchte

durch strenge Handhabung römischer Justiz, ja durch die Peile und Ruten seiner Viktoren die an eine solche Behandlung nicht gewöhnten, ehedem freien Germanen im Zaume zu halten. Dazu kam, wie uns Dio Cassius, ein römischer Geschichtschreiber, mittheilt, ein hoffärtiges Wesen, ein anmaßender Ton, eine ungewohnte Erpressung von Tribut.

Während seine Vorgänger Tiberius und Saturninus mehr eine vorsichtige Politik befolgt und durch schlaue Bündnisse den Völkern einen Schein von Selbständigkeit belassen hatten, trat Varus, an Unterwürfigkeit vom Orient her gewöhnt, von vornherein gebieterisch und herrisch in Deutschland auf. Wären die deutschen Stämme nicht unter sich uneinig gewesen, so wäre sofort eine Verschwörung und Erhebung die Folge gewesen. So aber bedurfte es einer imponierenden Persönlichkeit, die uneinigen Völkerschaften Germaniens zu einem gemeinsamen Zwecke zu begeistern. Diese fand sich in einem edlen Jünglinge, Hermann oder Arminius, wie ihn die Römer nannten, dem Sohne des Cheruskerhäuptlings Segimer. Nach allen Schilderungen, selbst seiner Feinde, war dies ein Jüngling von hervorragenden Eigenschaften des Körpers und Geistes. Aus seinen Augen leuchtete ein edles Feuer, in seiner Brust schlug ein begeistertes Herz, ein rascher Entschluß förderte sein energisches Handeln, körperliche Gewandtheit, seltene Tapferkeit krönten seine Thaten mit Erfolg. Dazu kam, daß er bei den Römern, seinen Feinden selbst, in die Kriegsschule gegangen war. Vermuthlich war er, als im Jahre 4 n. Chr. die Römer ein Bündnis mit den Cheruskern geschlossen hatten, Führer cheruskischer Hilfstruppen geworden und soll das römische Bürgerrecht und die Ritterwürde erlangt haben. Wahrscheinlich waren gleichzeitig mit ihm sein Oheim Inguiomar und sein Bruder Flavus in römische Kriegsdienste getreten. Vielleicht begleitete Hermann den Tiberius auf seinen Feldzügen in den Jahren 4—6 in Deutschland und gegen Pannonien. Im Jahre 9 finden wir ihn wieder in seiner Heimat, und er scheint schon vorher das römische Heer verlassen zu haben.

Mit großem Unmut war er nun Zeuge, mit welcher Willkür und Härte Varus bei seinen Landsleuten Recht sprach, die Rücken freier Männer zergerißelte und sie mit unwürdigen Abgaben drückte. Da reifte ein hochherziger Entschluß in der freiheitsliebenden Seele des edlen Jünglings: der Entschluß, sein Volk aus der Schmach der Knechtschaft zu erlösen. Vorsichtig ging er dabei zu Werke und zog mehrere Gleichgesinnte in seinen Plan. In ihren heiligen Hainen und Forsten hielten sie geheime Zusammenkünfte, ließen sie sich von den Prophetinnen ihres Volkes die Schwerter weihen zur Befreiung des Vaterlandes. Doch auch der Verräter fehlte hier nicht. Einen solchen spielte Hermanns Oheim Segestes, dem der Prunk des römischen Lagerlebens mehr zusagte als die einfachen heimischen Sitten, und dem es auch unlieb gewesen, daß der hochherzige Jüngling das Herz seiner Tochter Thusnelda eingenommen hatte. Vielleicht betrachtete er mit Neid die edle Heldengestalt des Jünglings, mißgönnte ihm seine Beliebtheit beim Volke und seine Sendung als Schilderheber Deutschlands. Er warnte deshalb Varus mehrmals vor den geheimen Plänen Hermanns; doch seine Einflüsterungen fanden bei dem schwerfälligen, sich in Sicherheit wiegenden Manne keinen Glauben. So bereitete sich im stillen der Schlag vor; ungesehen, ungeahnt türmten sich die Wetterwolken um des thörichten Feldherrn Haupt zusammen.

Zuerst gewann Hermann seine engeren Landsleute, die Cherusker, welche vermutlich im Gebiete des heutigen Regierungsbezirkes Minden wohnten; dann die Bructerer im jetzigen Münsterlande; die Marsen und Sigamben im Herzogtum Westfalen und der Grafschaft Mark. Auch die Chatten, wahrscheinlich in den jetzigen Kreisen Wittgenstein und Siegen, sowie im Hessischen sesshaft, sagten ihre Hilfe zu. Die Heerführer und ihre Gefolgschaften waren schlagfertig und erwählten einstimmig Hermann zu ihrem Oberhaupte. Einen bessern hätten sie sich nicht erkiesen können. Denn abgesehen davon, daß er die Seele der ganzen Bewegung gewesen war, verstand er es am besten, vermöge seiner Vertrautheit mit römischer Kriegskunst, seinen überlegenen Feinden mit Sicherheit zu begegnen. So erkannte er mit großem Scharfblicke, daß ein Kampf auf freier Ebene von zweifelhaftem Erfolge für sie sein würde. Aber wenn es gelänge, das römische Heer in die undurchdringlichen deutschen Wälder, auf schlüpfriges, unwegsameres Terrain, wohl gar in ein schmales Defilee zu locken: dann schien, von allen Seiten durch die mit ihren Gegenden vertrauten Germanen umringt, ihr Untergang unausbleiblich. Darauf also baute Hermann mit kluger Berechnung seinen Plan. Das Sommerlager des Varus befand sich vermutlich im Jahre 9 v. Chr. zwischen der Weser und der sogenannten Senne, unweit der Eresburg, in der Gegend, wo sich die Verbindungslinien zwischen Mainz und Castra Vetera, dem heutigen Xanten, kreuzten, vielleicht an der sogenannten Schanze bei Willebadessen. Es war bereits Herbst geworden, als die Kunde von einem Aufstande sigambrischer Völker zu ihm drang. Doch lassen sich weder der Standpunkt des Varus, noch die Richtung seines Marsches, noch das Volk, das zuerst die Fahne der Empörung erhob, mit Sicherheit feststellen. Vermutlich waren es die Marsen am linken Ufer der Lippe, welche zuerst losschlugen, und Varus rückte mit drei Legionen, mit den Hilfskohorten gegen 27 000 Mann, nach dem rechten Ufer dieses Flusses zu, in der Richtung des dort angelegten römischen Kastelles Aliso. Um den



Hermann (von Schwanthaler).

9 v. Chr. zwischen der Weser und der sogenannten Senne, unweit der Eresburg, in der Gegend, wo sich die Verbindungslinien zwischen Mainz und Castra Vetera, dem heutigen Xanten, kreuzten, vielleicht an der sogenannten Schanze bei Willebadessen. Es war bereits Herbst geworden, als die Kunde von einem Aufstande sigambrischer Völker zu ihm drang. Doch lassen sich weder der Standpunkt des Varus, noch die Richtung seines Marsches, noch das Volk, das zuerst die Fahne der Empörung erhob, mit Sicherheit feststellen. Vermutlich waren es die Marsen am linken Ufer der Lippe, welche zuerst losschlugen, und Varus rückte mit drei Legionen, mit den Hilfskohorten gegen 27 000 Mann, nach dem rechten Ufer dieses Flusses zu, in der Richtung des dort angelegten römischen Kastelles Aliso. Um den

leichtgläubigen Mann recht sicher zu machen, begleitete ihn Hermann und einige seiner Vertrauten eine Strecke weit, wahrscheinlich bis zur Senne. Von nun an ging der Marsch zwar durch befreundetes Gebiet, wie der verblendete Mann immer noch glaubte, nämlich durch das der Cherusker und Bructerer; aber die Wege waren ihm gänzlich unbekannt und erwiesen sich, zumal bei schlechtem Wetter, geradezu als bodenlos. Inzwischen hatte Hermann den ins Netz gegangenen Varus verlassen, seine im Cheruskerlande zerstreuten Truppen gesammelt, die in ihrem Lande thörichterweise zurückgelassenen römischen Detachements niedergemacht und gab den verbündeten deutschen Volksstämmen das allgemeine Zeichen zum Ausbruch. So zogen denn die Scharen der Germanen zur Rache herbei und überraschten die Römer auf einem höchst ungünstigen Boden. Wo das eigentliche Schlachtfeld gewesen ist, darüber sind die Gelehrten immer noch nicht einig. Der allgemein verbreiteten Ansicht, daß dasselbe im Innern des sogenannten Teutoburger Waldes gewesen sei, steht die mit großem Scharfsinn und großem Aufwand an Gelehrsamkeit verfolgte Ansicht Esfellsens entgegen, daß es nicht in demselben, sondern weiter südwestlich im Kreise Bochum in Westfalen gewesen sein müsse. Auch sucht er diese Ansicht durch Funde zu stützen, auf die wir uns aber hier nicht näher einlassen können.

Plötzlich sahen sich die Römer von allen Seiten umringt; das Kriegsgeheul der Germanen drang ihnen fürchterlich in die Ohren, der Regen prasselte nieder, und der Sturmwind knickte die Bäume um, welche ihnen den Weg versperreten. Der Boden verwandelte sich in einen wahren Morast, in dem Wagen, Tiere und Menschen stecken blieben. Der Heereszug des Varus, durch die Bagage, Weiber, Kinder und Dienerschaft ohnehin gehemmt, geriet in eine unbeschreibliche Verwirrung. Die Germanen, die in dem Beistand von Wind und Wetter das Eingreifen ihrer Götter erblickten, auf den Sturmwolken ihren Göttervater und Schlachtengebieter Wodan auf seinem achtfüßigen Schimmel, gefolgt von der Heldenschar der Einherier und der Walküren zu sehen, in dem Rollen des Donners das Rasseln des Bocksgepanns ihres allgewaltigen Gewittergottes Donar zu hören glaubten, stimmten ihren Kriegsgöttern, besonders dem Schwertgotte Zio, wilde Schlachtgesänge an und stürzten sich vernichtend und zermalmend auf die erschreckten Römer. Varus soll sogar, wie der Geschichtschreiber Florus berichtet, in wahnsinniger Verblendung die Heerführer der Angreifer zur Rechenenschaft gezogen haben. In dieser Not suchte der Feldherr einen Hügel zu gewinnen und ein Lager aufzuschlagen, um einen Stützpunkt und einen Hafen hinter sich zu haben. Hier wurde eine Besatzung zurückgelassen, und der größere Teil des Heeres versuchte am andern Tage den Weitermarsch. Doch vergebens. Regen und Sturm legten ihnen auch hier die größten Hindernisse in den Weg. Dazu gesellte sich Ermattung und Hungersnot. Allgemeine Verzweiflung bemächtigte sich des Heeres und Führers. Varus stürzte sich ins Schwert, mehrere höhere Offiziere folgten seinem Beispiele; die übrigen gerieten in Gefangenschaft oder wurden von den siegestrunkenen Germanen niedergestossen. Treulos floh der Reiteranführer Bala Numonius mit seinen Schwadronen vom Schlachtfelde, kam aber unterwegs um. Der Lagerpräfect Cejonius ergab sich mit seiner Besatzung auf Gnade und Ungnade. Die römischen Tribunen und Centurionen wurden auf Altären der germanischen Götter hingeschlachtet. Den halbverbrannten und von seinen

Soldaten vergrabenen Leichnam des Varus gruben die rachsüchtigen Germanen wieder aus und verstümmelten ihn. Seinen abgeschnittenen Kopf übersandten sie dem Markomannenfürsten Marbod; doch dieser schickte denselben dem Kaiser Augustus, welcher ihn ehrenvoll bestattete. Florus erzählt uns, nichts sei blutiger gewesen als jenes Gemekel in den Sümpfen und Wäldern, nichts unerträglicher als der Hohn der Barbaren, besonders gegen die römischen Advokaten, deren Varus stets beim Heere hatte. Einigen wurden die Augen ausgestochen, andren die Hände abgehauen. Einem nähten sie, nachdem ihm die Zunge ausgerissen war, den Mund zu; die Zunge hielt ein Barbar in der Hand und rief: „Endlich, Schlange, hast du aufgehört zu zischen!“ — Mehrere römische Feldzeichen und zwei Adler wurden von den Marsen erbeutet; einen dritten verbarg ein römischer Soldat unter seinem Wehrgehänge und vergrub sich damit in einen Sumpf. Sie wurden später von den Römern wieder aufgefunden. Die Gefangenen traf das Los harter Sklaverei. Viele vornehme Römer mußten, wie Seneca erzählt, bei den Germanen das Vieh hüten; manche wurden auch von den Thürigen losgekauft.

Als Siegestrophäen hingen die Deutschen mehrere erbeutete Feldzeichen der Römer in ihren heiligen Hainen den Göttern zu Ehren auf; auch fand man später die Häupter römischer Roffe auf Pfählen aufgepflanzt.

Ein Teil des Heeres, namentlich die unter Bala Numonius geflohenen Reiter, scheint entkommen zu sein und sich nach der nahegelegenen Feste Aliso durchgeschlagen zu haben. Ebenso fanden dort wahrscheinlich die Weiber und Kinder Unterkunft, denen die Germanen vielleicht großmütig freien Abzug gestattet hatten. Die in der Feste Aliso Belagerten verteidigten sich heldenmütig, und auch der Legat Asprenas, der von Vetera aus zum Entsatz herangerückt war, rettete seine beiden Legionen vor dem Untergange.

Auf die Botschaft von diesem Unglück verbreitete sich in Rom ein panischer Schrecken; man fürchtete sogar, die siegestrunkenen Germanen möchten nach Italien rücken. Doch diese, zufrieden mit der wiedererlangten Freiheit, dachten nicht daran.

Augustus ließ in ganz Rom Wachen ausstellen, um Unruhen zu verhüten, und beließ der Sicherheit halber alle Statthalter in ihren Provinzen. Sueton, der römische Biograph, erzählt, der Kaiser habe sich aus Trauer monatelang Bart und Haupthaar wachsen lassen und habe bisweilen den Kopf verzweifelt gegen die Thüre gestoßen mit dem Ausruf: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ — Der Tag ward im Kalender als ein dies nefastus, ein Unglückstag, eingetragen. Manche Gelehrte haben ausgerechnet, daß derselbe im ersten Drittel des Monats September gewesen sei; doch während dieses ganzen Monats pflegt das Wetter in Westfalen in der Regel sehr schön und trocken zu sein. Nach der Überlieferung von einem spätern großen Siegesfest der Sachsen, in deren Bund ja die Cherusker, Brukterer, Chatten und Sigambrier später aufgingen, scheint es Anfang Oktober gewesen zu sein.

Auch über die Berechtigung des Namens Teutoburger Wald und die richtige Aufstellung des Hermannsdenkmals ist vielfach gestritten worden. So behauptete man, daß der hervorragende Berg bei Detmold, die sogenannte Grotenburg, im 16. Jahrhundert der Teut geheßen habe; doch neuerdings hat man ermittelt, daß dieser Name in Urkunden gar nicht vorkommt. Die Benennung eines Hofes in der Nähe „zu dem Töte“ kann von einem Besitzer

Töte herrühren. Der ganze Höhenzug von der Gegend bei Paderborn bis Dsnabrück führte vielmehr früher den Namen Dsning. Demnach könnte man, wenn das Varianische Schlachtfeld nicht in der Nähe der Grotenburg bei Detmold nachweisbar ist, dem jetzigen Standpunkt des Hermannsdenkmals seine Berechtigung streitig machen. Indessen, solange die Walstatt nicht mit Evidenz festzustellen ist, mag immerhin die Grotenburg als der geeignetste Platz für das Hermannsdenkmal erscheinen; denn der Held steht dort im Lande der Cherusker und überschaut die vaterländischen Höhen, Wälder und Haine.

Doch kehren wir zu den Kämpfen, welche zwischen den Römern und Germanen bald wieder begannen und fort dauerten, zurück.

Die nächsten Folgen der Hermannschlacht waren, daß die Römer von der Ostseite des Niederrheins verdrängt wurden und ihre Festen dort in die Hände der Germanen fielen. Nur das Kastell Aliso an der Lippe leistete erfolgreichen Widerstand und scheint auch im Besitze der Römer geblieben zu sein. Ebenso hielt der Legat Alsprenas in Niedergermanien die deutschen Völker im Zaume.

Den Oberbefehl über die Truppen übernahm nunmehr Tiberius, überschritt den Rhein, scheint aber nur um Aliso herum Streifzüge ins Land der Feinde unternommen zu haben. Hauptsächlich wollte er die Deutschen von Einfällen auf das linke Rheinufer abhalten und den gesunkenen Waffenruhm der Römer wiederherstellen. Dies gelang ihm auch einigermaßen, denn die Deutschen ließen ihn ruhig gewähren. Auch kam den Römern ein zwischen Hermann und Segestes ausgebrochener Zwist zu statten, der auf die Unternehmungen der Germanen anderseits einen lähmenden Einfluß ausübte. Nach dem Tode des Kaisers Augustus (am 19. April 14 n. Chr.) brach unter den römischen Legionen am Rheine ein Aufstand aus, und nach dessen Dämpfung brannten die Krieger nach einem Rachezuge gegen die Germanen. Daß dieser in erster Linie den Marsen galt, läßt uns um so mehr vermuten, daß gerade dieses Volk es war, welches vor der Teutoburger Schlacht mit der Schilderhebung den Anfang gemacht hatte. Inzwischen hatte Germanikus, ein Neffe und Adoptivsohn des Tiberius, Sohn des gegen die Germanen früher siegreichen Drusus, den Oberbefehl übernommen.

Rachezüge des Germanikus. Germanikus schlug eine Brücke über den Rhein, schickte den Legaten Cäcina in die Waldungen der Marsen voraus und überraschte dieselben, die sich sorglos einem Festesrausche überließen, bei Nacht in ihrem Lager. Ohne Widerstand wurden sie niedergemetzelt und alles verwüstet. Dabei ward auch ein Tempel einer rätselhaften Göttin Tanfana dem Erdboden gleich gemacht. Die Stätte dieses Tempels hat man bei Borgeln im Kreise Soest zu finden geglaubt und aus einer Benennung im Volksmunde „ten fanen“ geschlossen, daß sie ursprünglich nur bedeutete: zu dem fanum, d. h. Tempel, und daß Tacitus daraus aus Mißverständnis eine germanische Göttin, Namens Tanfana, gemacht habe. Vielmehr lassen einzelne Erinnerungen im Volksglauben von einem „Donnerstagsweg“ und „Donnerstagspferd“ auf ein Heiligtum des Gewittergottes Donar schließen. Auf dem Rückwege kam Germanikus durch die Brukterer, Tubanten und Aspeter in große Not, aus der ihn nur seine Geistesgegenwart befreite.

Im Frühjahr des Jahres 15 unternahm Germanikus einen Feldzug gegen die Chatten und sandte zunächst gegen diese den Cäcina mit vier Legionen und

einigen Tausend Mann Hilfstruppen. Die Cherusker waren in zwei Parteien gespalten, und ein Hilfskorps der Marsen wurde in Schach gehalten. Germanikus zog gleichfalls mit vier Legionen und wohl doppelt so vielen Hilfstruppen wahrscheinlich von Mainz aus gegen die Chatten. Nach Wiederherstellung eines von seinem Vater Drusus angelegten Kastells im Taunus, vermutlich der Saalburg bei Homburg, überraschte er die Chatten ganz unvorbereitet und machte viele unschädlich. Sie flohen zum Teil schwimmend über die Eder, suchten die Römer vergebens am Bau einer Brücke zu hindern und gaben schließlich ihre Dörfer der Verheerung der Feinde preis. Germanikus zerstörte die Hauptstadt Mattium (vermutlich Maden bei Gudensberg unweit der Eder) und kehrte zum Rheine zurück. Die Verheerung des Landes erstreckte sich wahrscheinlich über sämtliche umliegende Gaue: das heutige Herzogtum Nassau, Kreis Wehlar, Oberhessen und Kreis Wittgenstein. Aus diesen Gauen werden denn auch besonders Chatten an der Hermannschlacht teilgenommen haben. Auch traf man dort noch vierzig Jahre später römische Gefangene an. So hatte also Germanikus zwei Rachezüge für die Niederlage des Varus ausgeführt gegen die Marsen und Chatten (14 und 15 n. Chr.).

Inzwischen hatte der Zwist zwischen Segestes und Hermann an Ausdehnung zugenommen, und ersterer, von letzterem eingeschlossen, bat den Germanikus um Hilfe. Mit den Abgesandten schickte er den Römern auch seinen Sohn, Segimund, welcher in der Varusschlacht seine Priesterbinde an der Ara Ubiorum zerrissen und sich zu den Aufständischen gesellt hatte. Germanikus nahm ihn nichtsdestoweniger wohlwollend auf und ließ ihn nach dem linken Ufer des Oberrheins bringen. Hierauf entsetzte Germanikus den eingeschlossenen Segestes, wahrscheinlich in der Nähe der Eresburg an der Diemel, wobei dessen Tochter Thusnelde, welche Hermann wider ihres Vaters Willen entführt und gehehlicht hatte, in die Gefangenschaft geriet. Das unglückliche Weib vergoß keine Thränen, verschwendete keine Bitten; stumm legte sie ihre Hand aufs Herz und gedachte voll Schmerzen ihres Gatten Hermann und seiner Liebe sowie ihrer Mutterhoffnungen. Ihr Vater Segestes, eine wahre Hünengestalt, sprach viel von seiner Treue zum römischen Volke und bat um Nachsicht für seinen Sohn und seine Tochter. Germanikus behandelte sie milde, versprach ihm selbst einen Wohnsitz in der alten Provinz am linken Rheinufer und seinen Kindern Schonung. Alsdann führte er sein Heer nach dem Rheine zurück. Das Schicksal Thusneldens und ihres nachmals gebornen Kindes ist dunkel. Es soll Thumelitus heißen und in Ravenna erzogen worden sein. Über sein Mißgeschick wollte Tacitus weiteres berichten; doch fehlten alle näheren Nachrichten. Bekanntlich hat sich die Poesie seiner bemächtigt, indem der Dichter Münch-Bellinghausen (Halm) ihn im Trauerspiel „Der Fechter von Ravenna“ verewigte.

Hermann, wütend über die Entführung seiner Gattin, rief sein Volk zu den Waffen gegen den unnatürlichen Vater, gegen den „Heldensführer“, wie er den Germanikus höhnisch nannte, welcher ein schwaches Weib gefangen genommen habe. Auch den Oheim des Segestes, den greisen Inguiomar, zog er auf seine Seite, sowie die angrenzenden germanischen Volksstämme. Germanikus schickte hierauf den Cäcina mit vierzig Kohorten an die Ems; die Reiterei führte der Präfekt Pedito durch das Land der Friesen; er selbst schiffte vier Legionen ein und fuhr damit über die Seen. An der Ems vereinigten sich die

einzelnen Truppenteile und gewannen die Chauken als Mitstreiter. Wie weit die ungefähr 400 Schiffe starke Flotte die Ems hinaufgefahren, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln, vielleicht bis in die Gegend des heutigen Rede. Da wir von keinem Brückenbau hören, der auf dem rechten Ufer der Ems notwendigerweise über die Gase und späterhin über die Ems selbst hätte erfolgen müssen, um in die Gegend zwischen Ems und Lippe zu kommen, so scheint der Weitermarsch auf dem linken Ufer stattgefunden zu haben. So zog das Heer in das Land der Brukterer, welche Stertinius mit seiner Vorhut zurückschlug. Hierbei ward alles Land zwischen Ems und Lippe verwüstet und ein Adler der 19. Legion, welcher in der Varusschlacht verloren gegangen war, wiedererobert. Nun wandelte den römischen Feldherrn auch die Lust an, das Schlachtfeld, nicht weit davon entfernt im sogenannten Teutoburger Walde, zu besichtigen. Hier fand Germanikus die noch unbestatteten Gebeine seiner Landsleute, erblickte die an spitze Pfähle gespießten Schädel von Menschen und Pferden und sah die Überreste der Altäre, an welchen die siegestrunkenen Germanen die römischen Tribunen und Centurionen ihren Göttern hingeschlachtet hatten. Auch erkannte man noch deutlich an dem halb eingestürzten Walle und den abgegrenzten Räumen die Umrisse des Varianischen Lagers. In stummer Trauer bestattete man die gebleichten Gebeine, und der Feldherr trug selbst dazu das erste Rasenstück hinzu. Dieses Lager und die Steinüberreste der barbarischen Altäre will Effellen bei Beckum nordwestlich von Hamm in Westfalen entdeckt haben. Ein Atlas von Jansen aus dem Jahre 1629 verlegt schon das Schlachtfeld in diese Gegend. Zur Vorsicht hatte Germanikus den Cäcina vorausgeschickt, um das Wälderdickicht zu durchspähen, Brücken und Dämme über feuchte Sümpfe und trügerische Felder anzulegen. Hier gerieten nun die Römer in die höchste Gefahr; denn Hermann weilte in der Nähe und brannte vor Begierde, den Feinden dasselbe Loos zu bereiten, wie den Legionen des Varus. Er lockte den Germanikus in die unwegsamen Sümpfe; es entspann sich ein wütender Kampf, wobei die römische Reiterei in große Verwirrung geriet. Ja, es ist anzunehmen, daß sich Germanikus mit großen Verlusten, wenn nicht gänzlich geschlagen, zurückzog. Die schönfärberische Beschreibung römischer Geschichtschreiber stellt den Kampf als unentschieden hin; aber sicher ist, daß Germanikus es für geraten hielt, sich nach der Ems zurückzuziehen.

Hier erlitt nun eine Abteilung unter Cäcina, welche die sogenannten „langen Brücken“, d. h. einen Brückenpfad über ausgedehnte Sümpfe überschreiten sollte, einen schweren Unfall. Da der Übergangsdamm sehr schadhast geworden war und Hermann die angrenzenden Waldungen besetzt hielt, so sah sich Cäcina gleichzeitig genötigt, die schadhafte Stellen auszubessern, andernteils aber ein festes Lager aufzuschlagen, um sich vor einem plötzlichen Überfalle zu sichern. Hier gerieten die Arbeiter, welche Hermann überfiel, in große Not, da sie in den Sümpfen nicht gewohnt waren zu kämpfen. Die Cherusker aber, mit ihrem Terrain wohl vertraut, brachten ihnen große Nachteile bei. Erst die Nacht trennte die Kämpfenden. Nun leiteten die Germanen Wasser in die Niederungen, so daß das Lager überschwemmt ward. Cäcina verbrachte eine qualvolle Nacht; unruhige Träume ängstigten ihn. Ihm war, als tauche Quinctilius Varus blutbespritzt aus dem Sumpfe und wies warnend die dargebotene Rechte zurück. Am folgenden Tage griff Hermann die in großer

Verwirrung abmarschierenden Legionen plötzlich an und rief seinen Soldaten zu: „Seht da, Varus und die Legionen zum zweitenmale besiegt!“ — Die Germanen hieben besonders auf die Pferde ein. Diese, wütend vor Schmerz, warfen ihre Reiter ab und verursachten die schrecklichste Verwirrung. Cäcina selbst stürzte mit seinem Pferde und ward nur durch die Abwehr der ersten Legion gerettet. Mit Mühe und Not kämpften sich die Römer durch und schlugen ein Lager auf. Da aber alle Werkzeuge fehlten, die Verwundeten ächzten und stöhnten und eine undurchdringliche Finsternis herrschte, erreichte das Elend den höchsten Grad. Ein scheu gewordenes Pferd, das durch das Lager rannte, verbreitete einen panischen Schrecken. Mit dem Rufe: „Die Germanen sind da!“ stürzte alles wie besessen dem hintern Lagerthore (porta decumana) zu, um sich zu flüchten. Da warf sich Cäcina verzweifelt vor die Ausgangspforte und hielt die Kopflosen zurück. Er ermunterte sie, im Lager hinter den festen Wällen standzuhalten und abzuwarten, bis sie die Germanen angriffen; dann würden sie dieselben durch einen plötzlichen Ausfall zurückschlagen. Zu statten kam ihnen eine Meinungsverschiedenheit unter den deutschen Heerführern: Hermann stimmte dafür, den Abzug der Römer ruhig abzuwarten und sie auf ungünstigem Terrain anzugreifen; Inguiomar dagegen stimmte für Erstürmung des Lagers. Der Vorschlag des letzteren fand wegen der Aussicht auf größere Beute allgemeinen Beifall; auch vermutete man keinen großen Widerstand. Wie sehr aber täuschte man sich! Die Germanen wurden mit blutigen Köpfen heimgeschickt, Inguiomar schwer verwundet. Hermann entkam unverfehrt aus dem Kampfe. Die Römer, obgleich erschöpft und verwundet, fanden Trost im Gefühl des Sieges.

Aller Wahrscheinlichkeit nach fand der Kampf in der Nähe des Bourtanger Moors statt, über welchen wohl die pontes longi geführt haben. Man hat dort auch interessante Funde gemacht, welche diese Annahme zu bestätigen scheinen.

Auch auf dem Rückwege harrte der Römer großes Ungemach. Germanikus schiffte zwei von den die Ems hinaufgeführten Legionen aus und übergab sie dem Vitellius, auf daß er sie zu Lande weiter nach dem Rheine längs des Ozeans führe. Hier gerieten sie durch Sturmfluten und Überschwemmungen in große Not. Endlich gelangten sie an die Mündung eines Flusses — bei Tacitus lesen wir Visurgis, die Weser — doch es kann nur die Hunsie (Unsingis), welche bei Groningen in die Nordsee fließt, gemeint sein. So endete der Feldzug des Jahres 15 ohne nennenswerte Erfolge, wohl aber waren die Reiben der Römer durch erlittene Unfälle gewaltig gelichtet. Dies benutzte der ohnehin eifersüchtige und mißgünstige Tiberius, den Germanikus von weiteren Unternehmungen abzuhalten.

Kaum waren die Legionen am Rheine eingetroffen, als Stertinius ausgesandt wurde, Hermanns Vater, Segimer und seinen Sohn Sesithakus aufzunehmen. Es scheint demnach, daß auch der Vater Hermanns die Sache seines Sohnes im Stiche gelassen und Zuflucht bei den Römern gesucht habe. Er ward mit seinem Sohne in Gnaden aufgenommen, letzterer jedoch nicht ohne Zögern, da er den Leichnam des Varus mißhandelt haben sollte, und beide wurden nach der oppidum Ubiorum, d. i. Köln, gebracht. Wir werfen hiermit einen traurigen Blick auf die Uneinigkeit in der Familie des großen Cheruskerhauptlings. Auch ein Bruder desselben, Flavus, diente bei den Römern. Als Hermann mit diesem im Jahre 16 an der Weser zusammentraf, kam es zu

einem heftigen Wortwechsel, der, wenn sie nicht der Fluß getrennt hätte, zu einem Zweikampfe geführt haben würde. Er bat und beschwor ihn anfangs, sein Vaterland nicht zu verraten, und reizte ihn schließlich durch heftige Schmähungen. Hermann hatte allerdings die edelsten Absichten, die Stämme seines Vaterlandes unter einem gemeinsamen Oberhaupte zu vereinigen, mag aber manchen durch sein leidenschaftliches Wesen abgestoßen haben. Später ward ihm zum Vorwurf gemacht, er strebe nach der Königsherrschaft und suche die Freiheit seines Volkes zu unterdrücken. Deshalb ward ihm später von seinen eignen Verwandten nachgestellt, und er fiel durch Hinterlist, erst 37 Jahre alt. Aber sein Andenken lebt noch fort bei seinem Volke in Heldenliedern, und die dankbare Nachwelt hat ihm ein herrliches Denkmal errichtet.

Doch kehren wir zu den weiteren Kriegsunternehmungen der Deutschen zurück. Nach dem zurückgeschlagenen Angriffe auf das Lager bei den pontos longi griffen sie das Kastell Aliso an der Lippe an. Germanikus eilte auf diese Nachricht mit sechs Legionen herbei, während sein Legat Lälus einen Einfall ins Schattenland machte. Die Germanen, welche Aliso belagerten, zerstreuten sich sofort, nachdem sie zuvor den von Germanikus neu errichteten Grabhügel der Varianischen Legionen, sowie die ara Drusi, einen alten, zu Ehren des Drusus erbauten Altar, zerstört hatten. Letztern ließ Germanikus wieder herstellen; den Grabhügel der Varianischen Legionen jedoch zu erneuern, hielt er nicht für geraten. Warum nicht? fragen wir unwillkürlich. Vermutlich boten die ungünstigen Terrainverhältnisse zu viel Schwierigkeiten. Das Kastell Aliso soll, nach der Annahme des gründlichen Spezialforschers Effellen, bei Hamm am Einfluß der Ohse in die Lippe zu finden sein („Geschichte der Sigambren“, „Kastell Aliso“) und unter der ara Drusi denkt er sich ein hügelartiges Kenotaph, dessen Überreste er in der sogenannten Hohenburg unweit Aliso wiedererkennen will. Wir können hier unmöglich auf alle abweichenden Ansichten eingehen.

Schlacht bei Idistavis. Im Jahre 16 fand ein Zusammenstoß der Römer und Cherusker an der Weser statt, welchem der bereits erwähnte Wortwechsel zwischen Hermann und seinem Bruder Flavus vorausging. Mit Mühe hielt der Legat Stertinius den wütenden Flavus zurück, während gegenüber Hermann ihn einen Sklaven und Verräter schalt und drohend eine baldige Schlacht ankündigte. Die Feindseligkeiten wurden durch die römischen Bundesgenossen, die Bataver, eröffnet, welche über den Strom setzten, aber von den Cheruskern zurückgetrieben wurden. Ihr tapferer Anführer Cariovalda fiel nach heftiger Gegenwehr; den übrigen eilte die römische Reiterei unter Stertinius und Amilius zu Hilfe. Nach dem bewerkstelligten Übergange über die Weser erfuhr Germanikus durch einen Überläufer, daß sich germanische Volksstämme in einem nahen, dem „Herkules“ (d. i. Donar) geweihten Walde versammelten und eine Schlacht vorbereiteten. Ein der lateinischen Sprache kundiger Germane schlich sich in der Nachtzeit an den feindlichen Lagerwall heran und suchte durch lockende Versprechungen Überläufer heranzuziehen. Dies erfüllte die Römer mit immer größerer Erbitterung. Ein Versuch, das Lager anzugreifen, war erfolglos. Am folgenden Tage feuerten die beiden Heerführer ihre Truppen zum Kampfe an. Unweit der Weser zieht sich eine von Hügeln und Wald begrenzte Ebene hin, welche die Römer Idistavisus oder Idistavisus nannten. Man hat diesen

Namen mit Idisen oder Disen, germanischen Seherinnen, zusammengebracht, und Grimm übersetzt es mit Feenwiese. Andere erklären es viel einfacher von dem deutschen: „Es ist eine Wiese“. Das Schlachtfeld wird übrigens allgemein bei Hessisch-Oldendorf angenommen, unweit des Steinhuder Meeress. Durch zwei fliehende Scharen wurden hier die Cherusker, welche von den Höhen herabstürmten, eingeengt und gerieten in große Verwirrung. Umsonst suchte Hermann, auf eine erhaltene Verwundung deutend, die Schlacht zu halten. Auf einem wilden, feurigen Rosse, das Antlitz, um nicht erkannt zu werden, mit Blut gefärbt, schlug sich Hermann durch die römischen Bundesgenossen durch. Auf ähnliche Weise entkam Juguiomar. Viele suchten sich durch Schwimmen über die Weser zu retten, wurden aber meist durch Geschosse erreicht oder extranken; andere erklimmen hohe Bäume, wurden aber zum Scherz wie Vögel herabgeschossen oder durch das Umhauen der Bäume getötet. So erfochten die Römer einen glänzenden Sieg; wenigstens erzählt dies so der römische Geschichtschreiber Tacitus. Unter der Beute fand man Ketten, welche die Germanen für die Feinde zum voraus mitgebracht hatten. Die Römer begrüßten mit Jubel den Germanikus als Sieger und errichteten ihm eine Siegestrophäe. Der Anblick derselben reizte die Germanen zu neuem Kampfe, wahrscheinlich bei Minden; aber sie wurden völlig geschlagen. Germanikus errichtete vier Haufen von Waffen mit der stolzen Inschrift: „Nach der Besiegung der Völker zwischen Rhein und Elbe hat das Heer des Tiberius Cäsar dieses Denkmal dem Mars, Jupiter und Augustus errichtet.“ Seiner selbst erwähnte er nicht, sei es aus Besorgnis vor Neid oder aus Bescheidenheit. Hierauf trat der Feldherr den Rückweg an, größtenteils zu Wasser, die Ems hinab in den Ozean. Hier aber überfiel die Schiffe ein heftiger Orkan; viele versanken oder scheiterten an Klippen, und die Mannschaft ging elend zu Grunde. Germanikus landete an der Küste der Chauken und beklagte jammernd am Gestade den Unfall, indem er sich selbst den Urheber nannte. Mit Mühe und Not suchte er die Trümmer seines Heeres zusammen und setzte den Rückweg fort. Die Ausstände einiger germanischen Volksstämme, welche das Unglück der Römer benutzen wollten, dämpfte er und überfiel die Marsen, welche in einem nahen Haine einen Adler der Varianischen Legion verborgen hatten. Auf wiederholtes Drängen des Tiberius, Germanikus möchte zu seinem wohlverdienten Triumph nach Rom zurückkehren, leistete dieser Folge. Er erhielt sodann den Oberbefehl im Orient, starb aber schon im Jahre 19 in Syrien.

Sein Nachfolger Drusus, ein Bruder des Germanikus, stand von weiteren Nachzügen ab; und als nach dem Tode des Tiberius eine Reihe unfähiger Kaiser in Rom herrschte, wurde an weitere Feldzüge in Germanien nicht mehr gedacht. Die Deutschen blieben also frei und selbständig, und die Römer hatten trotz des Sieges an der Weser keinen bleibenden Erfolg errungen.

Es erübrigt nur noch, auf die weiteren Schicksale Hermanns, seiner Familie und Verwandten zurückzukommen.

Bei dem glänzenden Triumphzug, welchen Germanikus am 26. Mai im Jahre 17 über Cherusker, Chatten, Angrivarier und sonstige deutsche Stämme bis zur Elbe in Rom hielt, zog Thusnelde mit ihrem dreijährigen Söhnchen Thumelikus, Sosthakis, der Sohn des Segimer mit seiner Gattin, und Segimundus, ein Sohn des Segestes, mit; Segestes selbst aber, dem die Römer seinen Verrat belohnt hatten, durfte dieses Schauspiel in Freiheit mit ansehen.

Hermann geriet mit Marbod, dem früher befreundeten Markomannenfürsten, in Feindschaft, wie Tacitus erzählt, wegen eines Zwistes über den Ruhm, Deutschland vor Unterjochung bewahrt zu haben, wahrscheinlich aber, weil sich bei dem großen Einigungswerke aller deutschen Stämme keiner dem andern unterordnen wollte. Den Marbod machte jedoch sein Königstitel verhaßt, so daß sogar einige seiner Stämme, die Semnonen und Langobarden, zu Hermann übergingen. Dagegen trat Inguiomar, welcher es unter seiner Würde hielt, dem weit jüngern Neffen zu gehorchen, zu Marbod über.

Der Zusammenstoß fand vermutlich im heutigen Sachsen, vielleicht an der Mulde statt. Beide Heerführer entflammten ihre Truppen durch leidenschaftliche Reden. Hermann nannte den Marbod einen elenden Feigling, Hochverräter und Satelliten des Kaisers, welcher sich in den Schlupfwinkeln des Hercynischen Waldes verkrochen und dann demütig einen Frieden von den Römern erbettelt habe. Marbod seinerseits schmälerte Hermanns Ruhm, weil er hinterlistig drei wehrlose Legionen überfallen, aber Weib und Kind treulos im Stiche gelassen habe. Dagegen wies er auf Inguiomars treuen Rat hin und nannte ihn einen wahren Vaterlandsfreund. Nie stießen — berichtet Tacitus — zwei Heere mit größerer Wut aufeinander, niemals wurde mit zweifelhafterem Erfolge gekämpft. Auf beiden Seiten wurden die rechten Flügel geworfen, aber der Kampf blieb ohne Entscheidung. Trotzdem nimmt man an, daß sich Marbod für geschlagen hielt, denn er zog sich auf die benachbarten Hügel zurück. Als infolgedessen viele ihn verließen, ging er, von Truppen entblößt, nach Böhmen. Umsonst bat er den Tiberius um Hilfe; ja, der Sohn des Germanikus, Drusus, welcher nach ihm den Oberbefehl in Germanien führte, hegte noch andre Feinde gegen Marbod. Endlich suchte er, von allen verlassen, Schutz bei Tiberius. Dieser gewährte ihm einen Ruheplatz in Ravenna, wo er in hohem Alter starb.

Aber auch Hermanns Tage waren gezählt. Sein ehrgeiziges Trachten, an der Spitze aller Germanen zu stehen, brachte ihn bald in Verdacht, als strebe er nach der Königsherrschaft. Ein Schattenfürst, Adgandestrius, hatte sich schon den Römern brieflich angeboten, den Hermann durch Gift zu töten, wenn sie ihm solches übersendeten; aber Tiberius hatte seinen heimtückischen Anschlag mit Entrüstung von sich gewiesen. Doch es fanden sich andre Feinde und zwar in seiner eignen Verwandtschaft. Mit den Waffen in der Hand verteidigte er sich mit wechselndem Glücke, bis er endlich durch Hinterlist fiel. „Unstreitig war er der Befreier Deutschlands“ — sagt Tacitus — „er bekämpfte das römische Reich, nicht wie andre Könige und Feldherren bei seinem Entstehen, sondern zur Zeit seiner höchsten Blüte, und blieb, obgleich in den Schlachten nicht immer glücklich, im Kriege unbeseigt. Auf 37 Jahre brachte er sein Leben; zwölf Jahre behauptete er sich als Heerführer; noch heute wird er bei den barbarischen Völkern besungen.“ — Dies Lob singt ihm der Römer, der Feind! — In welchem Lichte würde der herrliche Jüngling und Held, der Befreier seines Vaterlandes, strahlen, hätten wir eine Schilderung über ihn aus dem Munde seiner begeisterten Landsleute, besäßen wir eins jener Heldenlieder, welche sein dankbares Volk zu seinem Preise anstimmte! — Viele Mythologen glauben, daß uns diese Lieder nicht ganz spurlos verschwunden seien, daß noch Überreste seiner Verehrung, ja Vergötterung erhalten seien. Ja, man glaubt, daß unter der göttlichen Lichtgestalt unseres größten Sagenhelden Sigurd oder Sigfried

kein anderer zu verstehen sei, als eben Hermann, der Cheruskerfürst. Diese Vermutung scheint noch bestärkt zu werden durch den Gleichklang der Vorsilbe dieses Namens mit mehreren Angehörigen der Familie Hermanns. Sein Vater hieß Seg-imer, sein Oheim Seg-estes und dessen Sohn Segi-mundus. In der Sage heißt der Vater Sig-frieds auch Sig-mund. Nun müßte freilich Sigfried ein ehrender Beiname des Hermann gewesen sein, soviel wie „der durch Frieden Sieg Spendende“. Auch seine größte Heldenthat, nämlich die Besiegung des Varus, müßte ganz ins Mythische gerückt worden sein, wenn der sagenhafte Lindwurm und seine Erlegung soviel wie die Hermannsschlacht bedeuten sollte.



Thusnetze als Gefangene der Römer. Gruppe aus Pilotys Gemälde.

Wir möchten vielmehr den Kern der Sigfriedsage, wie wir uns schon im vorigen Bande gelegentlich ausgesprochen haben, für uralt halten und demselben eine symbolische Bedeutung vom Kampfe des Lichtgottes mit den unterirdischen Mächten der Finsternis geben. Auch scheinen die Germanen schon nach Tacitus lange vor Arminius einen göttlichen Heros beim Stürmen in die Schlacht mit feierlichen Gefängen angerufen zu haben, den der römische Geschichtschreiber mit römischem Namen Herkules nennt. Wenn dieser nicht der Donnergott Thor oder Donar war, den er gleichfalls mit dem Namen Herkules an einer andern Stelle der Germania als einen der drei Hauptgötter auführt, und der, wie Herkules mit seiner Keule, so mit seinem Hammer auszog, die Ungeheuer zu erlegen, so kann es recht wohl auch Sigfried sein; denn wie Herkules die Vernäische Hydra bändigte, so erschlug Sigfried den Lindwurm. Möglich ist es ja schon,

daß an bereits vorhandene Heldenlieder zum Preise eines älteren göttlichen Helden Sigfried sich verwandte Züge aus dem Leben und den Thaten Hermanns anlehnten; doch sie sind nur mit dem Auge des Spezialforschers zu erkennen.

Anderseits hat man angenommen, daß Hermann, zu einem Gotte erhoben, später bei seinem Volke göttliche Verehrung genoß. So bezieht man auf ihn den rätselhaften Namen Irmin und die diesem errichtete, später von Karl dem Großen als Nationalheiligtum der Sachsen, in deren Bund ja die Cherusker und Chatten aufgingen, 772 wahrscheinlich im Innern des Teutoburger Waldes zerstörte Irminsäule. Indessen scheint schon Tacitus einen solchen Irmino als Stammgott der Germanen zu kennen; auch die Sachsen nach Besiegung der Thüringer sollen einem Nationalgott Irmino eine Säule, der Sonne zugewandt, errichtet haben, und so führen der Hinweise noch mehrere zu der Annahme, daß der Name Irmino die Bedeutung einer mehr allgemeinen und nationalen Gottheit gehabt habe. Wir erwähnten schon einmal den bekannten Volksreim, den man auf Hermann und die Varusschlacht bezieht. Er heißt folgendermaßen:

„Hermen, sla dermen (d. i. Darmsaiten), wofür auch: „slo lärmən“,
sla pipen, sla trummen,
de kaiser wil kummen
met hamer un stangen
wil Hermen uphangen“,

d. h.: „Hermann, laß Saitenspiel, Pfeifen und Trommeln erschallen; der Kaiser (sc. Germanicus?) will mit Hammer und Stangen kommen, um den Hermann aufzuhängen!“ — Dies Lied ist offenbar, selbst wenn es sich auf Hermann beziehen sollte, viele Jahrhunderte nach der Varusschlacht entstanden; denn die Pfeifen und Trommeln waren bei den alten Deutschen nicht im Gebrauche. Uns dünkt es wahrscheinlicher, daß es sich auf die Zerstörung der Irminsäule durch Karl den Großen beziehe. Der „Hermen“ ist dann kein anderer als der Nationalgott, der, wie sonstige Redensarten und Sagen im Volke beweisen, überhaupt einen hünenhaften Vertreter des deutschen Volks zu bedeuten scheint. So nennt man heute noch in Westfalen einen riesigen Kerl einen „Hiärmen!“

Auch die Erinnerungen an einen Volksgott Hermen haben sich noch in Redensarten erhalten, z. B.: „he ment, use herregott heet Herm“, d. h.: „er meint, unser Herrgott sei noch der alte gütige Hermen, d. h. er zürne nicht“; und wenn einer recht müde ist, sagt man, „hat Hermen ihn in der Plage“. Merkwürdig ist es endlich auch, daß sich auf dem Lande, namentlich im Bergischen, viele Sagen und Märchen von einem starken Kerl, Namens Hermen, erhalten haben, der allerlei Kraftproben und Heldenthaten verrichtet, die lebhaft an die Streiche Sigfrieds beim Schmiedemeister und seine Erlegung des Lindwurms erinnern. Wir können diese Volksfagen recht anmutig lesen in der „Lorelei“ von Wolfgang Müller von Königswinter.

Kleist's Hermannsschlacht. Bekanntlich hat auch Heinrich v. Kleist den Verdiensten unsers ersten Nationalheros einen ehrenden Denkstein in seinem wirkungsvollen Drama „Die Hermannsschlacht“ gesetzt. Vielfach abwechselnde Scenerie, lebhafter Dialog, effektvolle Handlung zeichnen im ganzen das Werk aus. Darum wollen wir nicht mit kleinlicher Kritik an dem als nationales Drama einzig dastehenden Kunstwerke nergeln. Aber einen Tadel können wir nicht unterdrücken, bezüglich Thusnelden, der hochherzigen Gemahlin unsres

Helden. Diese hätten wir uns doch edler und vor allem deutscher gedacht. Erscheint sie nicht geradezu wie eine leichtfertige französische Kokette, die mit dem römischen Legaten Ventidius spielt und tändelt, wie eine verwöhnte Ball- oder Salonschöne?! — Und schließlich, Welch unedle Rache! Nachdem sie entdeckt hat, wie auch er nur zur bloßen Spielerei ihr Gefühle vorheuchelt, die er nicht besitzt, wie er sich seines Sieges rühmt und sich freut, seiner baldigen Sklavin die blonden Locken abzuscheren — da lockt sie ihn zu einem unwürdigen Rendezvous in einen Bärenzwinger und gibt ihn einer wilden Bestie preis — aber nicht ohne zuletzt aus Mitgefühl in Ohnmacht zu sinken. Auch Hermann müßte noch edler und vor allem entschiedener aufgefaßt sein; vorläufig müssen wir uns dieses Denksteins freuen, der unserm ersten Nationalhelden gesetzt ist, doch wartet hier ein gewaltiger Stoff noch seines berufenen Erlösers.

Karl der Große und das Sachsenvolk. Wittekind. Ungefähr 760 Jahre später, als die alten Germanen in ihren heiligen Wäldern das Blut ihrer Todfeinde, der Römer, vergossen hatten, düngte fast dieselben Schlachtfelder in Strömen das Blut der alten Sachsen in ihren hartnäckigen Kämpfen gegen ihren fränkischen Unterdrücker, Karl den Großen. Der Volksstamm der Sachsen kommt noch im 2. Jahrhundert auf der Cimbrischen Halbinsel, d. h. in dem heutigen Holstein und Schleswig vor, von wo er gegen Anfang des 3. Jahrhunderts in den westlichen Teil der norddeutschen Tiefebene eingewandert zu sein scheint. Dort vermischten sie sich mit den ihnen an Sprache verwandten Eingebornen, dehnten sich zwischen Rhein und Elbe bis zur Nordsee aus und zerfielen in vier Hauptstämme: die Westfalen, Ostfalen und Engern im Süden der Elbe, und die Nordalbingen nördlich von diesem Flusse im heutigen Schleswig-Holstein. Sie lebten ursprünglich in freien Volksgemeinden ohne Königtum und Priesterschaft und wählten sich bei Ausbruch eines Krieges ihre Heerführer (Herzöge). Die Einwanderer bildeten nach Besitzergreifung des Landes den Stamm der Edlinge und Frilinge (Edlen und Freien), in Laten oder Lassen, d. h. solche, die nach freiwilliger Unterwerfung im Besitze ihrer Grundstücke belassen wurden, und in Unfreie oder Sklaven. Von Steuern und Abgaben, von Zehnten und Fronen, womit der gemeine Mann im Frankenreiche bedrückt war, wußte man im alten Sachsenlande nichts. Daher hielten sie an ihren alten Einrichtungen mit großer Zähigkeit fest und wollten von den nachbarlichen Franken und ihrem neuen Glauben nichts wissen. Während erschlugen sie die ersten, zu ihnen gesandten christlichen Glaubensboten, weil sie nicht ohne Grund von ihnen den Untergang ihrer alten Freiheit befürchteten. Zur Sicherung seiner Reichsgrenzen mußte Karl der Große dieses unruhige Nachbarvolk unterwerfen und ihnen mit aller Gewalt die Wohlthat des Evangeliums aufdrängen. So entbrannte ein erbitterter Nationalkrieg, in dem die Sachsen für ihre Freiheit, ihren alten Glauben und die Sitten ihrer Väter aufs heftigste stritten, die Franken aber für die Weltherrschaft und das Kreuz. Obwohl wir selbstverständlich den schließlichen Triumph einer höhern Bildung und Gesittung nur mit Genugthuung begrüßen können, so dürfen wir dennoch anderseits unsre Bewunderung einem Volke nicht versagen, das 32 Jahre lang mit der größten Ausdauer und Zähigkeit, ja, mit wahren Heldenmut für seine heiligsten Güter, Leben und Habe einsetzte.

Im Jahre 772 stellte Karl der Große auf dem Maifelde in Worms die Bekriegung der Sachsen als eine verdienstliche Sache hin und zog über den Main in das frühere Land der Cheruskier ein, in jene wälder- und sumpfreiche Gegend, wo einst Varus mit seinen Legionen der List und Gewalt des kühnen Befreiers der alten Germanen erlegen war. Dort eroberten die Franken die Feste Eresburg, vermutlich Stadtherge an der Diemel, und zerstörten in einem heiligen Walde das Nationalheiligtum der Sachsen, die bereits erwähnte Irminsül, d. h. die allgemeine Säule, wie sie ein Chronist benennt: der Beschreibung nach einen Baumstamm unter freiem Himmel. Vielleicht war derselbe mit symbolischen Zeichen graviert, mit Göttersymbolen behängt und in einem größern Gehege eingefriedigt; denn Karl der Große soll nach der Beschreibung seines Biographen Einhard drei Tage mit ihrer Zerstörung verbracht haben. Das Lager Karls des Großen zeigt man noch heute auf einer Höhe zwischen Kleinenberg und Willehadessen auf der sogenannten Karlschanze. Wie die Sage erzählt, soll damals, nachdem eine große Dürre und Wassernot ausgebrochen war, plötzlich eine versiegte Quelle wieder geflossen sein. Diese hat man in dem sogenannten Bullerborn bei Altenbeken entdecken wollen, einem Bache, der längere Zeit versiegt war, jetzt aber wieder fließt.

Danach drang Karl der Große bis zur Weser vor und brachte die Sachsen zur Unterwerfung. Sie mußten den Eid der Treue leisten und versprechen, die christlichen Sendboten in ihrem Befehrwerte nicht mehr zu stören. Der Hilferuf des Papstes Hadrian gegen den Langobardenkönig Desiderius rief Karl den Großen auf einen andern Kriegsschauplatz, nach Italien. Seine Abwesenheit benutzten die Sachsen, um die fränkischen Besatzungen zu verjagen, ihre alten Grenzen wiederherzustellen und die Eresburg wieder zu erobern. An ihrer Spitze stand der kühne und tapfere Herzog Wittekind, ein reich begüterter Edling, welcher an der obern und mittlern Weser, bei Werden an der Ruhr, bei Balve, Arnberg und Hohensyburg Besitzungen gehabt haben soll. Seine Stammgüter verlegen die meisten Geschichtsforscher nach Enger bei Herford; andre nehmen Hohensyburg als seine frühere Residenz an, wie wir bereits im vorigen Bande ausgeführt haben.

Karl der Große rückte nun rachebrütend heran, um das „treulose und eidbrüchige“ Volk der Sachsen zu züchtigen. Dies gelang ihm auch in zwei Feldzügen. Im Jahre 775 zog er die Ruhr hinauf, nahm die sächsische Bergfestung Sigiburg am Einfluß der Lenne (Hohensyburg) ein und drang nach der Wiedereroberung der Eresburg bis zur Ocker im Lande der Ostfalen vor. Als die Sachsen letztere Feste abermals genommen hatten, erschien der Frankenkaiser wiederum im Sachsenlande (776). Er stellte die Eresburg nochmals her und gründete eine neue Burg an der Quelle der Lippe. Die Sachsen mußten Geiseln stellen und sich taufen lassen. Karl der Große berief sogar einen Reichstag nach Paderborn, im Lande der Engern (777), um die Sachsen zum fränkischen Heerbann zu zwingen. Allein der Hauptgegner Karls, Wittekind, erschien nicht; er war zum Dänenkönig entflohen. Von Paderborn ward Karl der Große durch eine Gesandtschaft des arabischen Statthalters von Saragossa nach Spanien gegen den Kalifen Abd-ur-rhman von Cordova berufen. Seine Abwesenheit und besonders seine Verluste beim Rückzuge durch das Thal Roncesvalles benutzten die Sachsen und erhoben aufs neue die Fahne der Empörung

Große Mordbrennerscharen, unter Führung des zurückgekehrten Wittekind, durchzogen sengend und brennend die Gaue und verheerten das rechte Rheinufer von Deuz bis Koblenz. Von da zurückgedrängt, fielen sie mit Feuer und Schwert in Thüringen und Hessen ein. Erschreckt flohen die frommen Mönche aus ihrer stillen Klause in Fulda und nahmen die Gebeine des heiligen Bonifacius mit. Da rückte Karl der Große ingrimmig über den Rhein und schlug die Sachsen bei Bocholt an der Na. Von da zog er bis zur Weser und im folgenden Jahre (780) siegreich bis zur Elbe. Nun hielten sie zwei Jahre lang Ruhe, benutzten aber den Zeitpunkt, als eine fränkische Heeresabteilung gegen die Sorben zwischen Elbe und Saale vorging, zur abermaligen Schilderhebung. Da ward diese Mannschaft zurückberufen, um sich mit einem andern fränkischen Truppenteile gegen die Sachsen zu vereinigen; aber zwischen der Weser und der Bergkette Süntel ward sie von den Feinden völlig geschlagen (782). Die beiden fränkischen Anführer Geilo und Adalgis waren auch gefallen, mit samt vier Grafen und vielen edlen Herren. Da schäumte Karl der Große vor Wut und ließ 4500 ausgelieferte Sachsen zu Verden an der Aller enthaupten. Aber der Rädelshörer Wittekind war wieder entflohen. Ferner ließ der zornige Sieger auf die Ausübung heidnischen Kults und Mishandlung christlicher Geistlichen die Todesstrafe setzen. Karls unmenschliche Grausamkeit entflammete die Sachsen von neuem zum RacheKriege, und Wittekind eilte von Gau zu Gau, das Feuer der Freiheitsliebe schürend. Bei Detmold, vielleicht in der Nähe, wo Arminius den Varus schlug, besiegte Karl der Große besonders die Ostfalen und Engern. Aber es war ein Pyrrhuszieg; die Sachsen fochten mit einer solchen Erbitterung und brachten ihren Gegnern so große Verluste bei, daß der fränkische Kaiser sich sehr geschwächt nach Paderborn zurückziehen mußte. Hier zog er neue Verstärkungen an sich und besiegte ein Heer Wittekind's an der Hase. Die Franken waren gegen die Sachsen besonders durch eine bessere Bewaffnung im Vorteil; viele trugen von ihnen schon eiserne Helme und Panzer und waren ihren Feinden auch an Kriegserfahrung überlegen. Bei den Sachsen, in deren Lande überhaupt Mangel an Eisen war, hatten nur die Vornehmeren das Recht, sich in Harnische zu hüllen. In der Schlacht an der Hase deckten ihrer sechstausend die Walfstatt, die übrigen ergriffen die Flucht. Karl wandte sich nun ostwärts gegen die Wittekindsburg bei Nulle, um sie einzunehmen; allein der schlaue sächsische Herzog täuschte ihn lange mit List. Er ließ nämlich die Franken im Zweifel, in welcher von zwei benachbarten Burgen seine Hauptstreitmacht und er selbst, die jene nicht anzugreifen wagten, sich befänden. Er ritt nämlich mit verkehrt beschlagenen Rossen nachts immer zwischen den zwei Burgen hin und her und führte so die Feinde an der Nase herum. Infolgedessen griffen sie in der Regel die falsche Burg an und wurden mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Endlich, als die Belagerer schon die Not arg bedrängte, ersann ein Priester aus Osnabrück eine Gegenlist. In der einen Burg zu Schagen befanden sich zwei Schwestern, zugleich Verwandte Wittekind's, die man gegen Versprechungen sorgensfreier Zukunft zu gewinnen wußte, den Franken ein Zeichen zu geben, wenn der gefürchtete Sachsenherzog abgezogen wäre. Dies geschah, und so fiel die Burg in die Gewalt der Belagerer. Als Wittekind sich dieser Burg wieder näherte, bekam er Wind von dem Verrate und ergriff die Flucht. Doch die Franken setzten ihm nach und hätten ihn bald erwischt,

denn Wittekinds Noß scheute vor einem Berhau, bis es endlich auf die ermunternde Zuredede seines Herrn:

„Hensken spring aver, dann krigs tu 'n spint haver,
sprins tu nich aver, freten mi un di de raven!“

hinübersetzte und ihn rettete. Er entfloh nun zum Dänenkönig Siegfried.

Mehrere Jahre hindurch währte noch der blutige Vernichtungskrieg, bis endlich Karl der Große gelindere Saiten aufzog. Auf einem feierlichen Reichstage in Paderborn ließ er allen Unterworfenen Gnade angedeihen und versprach auch den beiden Sachsenherzögen Wittekind und Albion freies Geleite, wenn sie erscheinen würden. Da machten sich beide auf nach Attigny in der Champagne zu König Karl, der sie sehr ehrenvoll empfing und sie zur Taufe überredete. Ja, der Frankenkönig, vormalig der erbitterteste Gegner Wittekinds, vertrat Patenstelle.

Über die Taufe Wittekinds weiß die Legende recht Rührendes zu erzählen. Danach soll sich der Sachsenherzog einst um die Weihnachtszeit, in Bettlerlumpen gehüllt, in das fränkische Lager geschlichen haben, um neugierig zu schauen, wie die Christen ihren vielgepriesenen Gott verehrten. Unerkannt drängt er sich durch die Reihen der Krieger, die andächtig betend niederknieten. Da gewahrt er auch den Kaiser im Kreise seiner Grafen inbrünstig flehend vor dem Hochaltar:

„Er staunt, als er die stolzen Paire
Mit Karl auf ihren Knie'n erkennt,
Damit sie himmlisch nähre
Das ew'ge Sakrament.
Doch staunt er des nicht minder,
Was man dem Gotte bot,
Nicht Pferde fielen hier noch Kinder,
Sie opferten nur Wein und Brot.

Er sieht das schöne Kind erlachen,
Ihm freundlich winken: „Komm zu mir!
Ich will dich glücklich machen
Und selig dort und hier!“
Und Jubel füllt die Seelen,
Empfahend Brot und Wein;
Es dringt ein Lied aus tausend Kehlen
Vom göttlichen Zugewesen.

Der Priester bot zum Liebesmahle
Die Hostie dem Kaiser dar,
Die auf smaragd'ner Schale
Sich wandelt wunderbar;
Was alles Volk erquickte
Unter des Brotes Bild,
Ein lebend Kind darin erblickte
Sein Aug', ein Knäblein, süß und mild.

Der Sachse steht betäubt, er faltet
Die Hände fromm, sein Aug' ist naß;
Das hohe Wunder spaltet
Den heidnisch argen Haß.
Hin eilt er, wo der Hause
Mit frohem Blick ihn mißt:
„Gieb, Karl, dem Wittekind die Taufe,
Daß er umarme dich als Christ!“

Graf Platen-Hallermünde.

So erzählt man sich der Sagen von Wittekind noch gar mancherlei. Doch die meisten Erinnerungen an den berühmten Sachsenherzog haben sich in der Gegend von Enger erhalten, wo nicht nur seine Burg gestanden haben soll, sondern wo man auch seinen Begräbnisort zeigt. Nach einer Urkunde vom Jahre 1420 befand sich in Enger ein Wedekindshof; aber vor dem 16. Jahrhundert meldet uns kein Schriftsteller etwas von einer Burg Wittekinds daselbst. Ebenso fraglich ist die Echtheit der Gebeine des großen Sachsenherzogs, die in Enger ruhen sollen. In einem Verzeichnis sämtlicher Reliquien des Chorfürstentums zu Enger, das eine Kirche in Herford enthält, wird der Gebeine Wittekinds nirgends auch nur Erwähnung gethan. Auf einmal tauchen trotzdem sämtliche Knochen desselben auf und wandern 1414 mit der Verlegung des Stifts nach Herford; später (1822) kamen sie wieder nach Enger zurück.



Karl der Große bringt das Christentum zu den Sachsen.

Das Grabdenkmal im Chore der Kirche, deren Stiftung man auch Wittekind zuschreibt, ist sehr sehenswert, besonders die aus Sandstein gehauene Gestalt des Sachsenherzogs, eine Arbeit, die nach Schücking sicherlich ins 12. Jahrhundert zurückreicht. „Wittekind liegt in Lebensgröße da; das Gesicht ist länglich und edel geformt, das Kinn glatt, der Mund klein; das Haar über die Schläfe und Ohren niederfallend; die rechte Hand zeigt einen gekrümmten Mittelfinger, ein Gebrechen, das der alte Sachsenfürst in der That bei seinen Lebzeiten hatte. Das Ganze war ehemals sorgfältig und sauber in Farbe gesetzt, wovon noch die Spuren sichtbar; aus dieser Zeit stammt die folgende Beschreibung der Abbildung von einem Schriftsteller des 16. Jahrhunderts: „Das lange Haupthaar fällt in das Schwarze; das Haupt bedeckt eine himmelblaue Kappe, die von einem Diadem mit Edelsteinen umschlungen ist; doch ist von den Steinen jetzt nur noch die leere Fassung zu sehen. Das Unterkleid ist purpurrot; über diesem liegt ein scharlachfarbenes, mit Perlen geziertes Kleid mit goldenem Saume, der ebenfalls mit jetzt ausgebrochenen Edelsteinen besetzt gewesen zu sein scheint. Das dritte Oberkleid, der Mantel, ist himmelblau, mit goldenen Sternen geschmückt und mit prächtigem Pelzwerk gefüttert. Die rechte Hand ruht auf der Brust; die linke, im Mantel verborgen, hält das Scepter. Die vergoldeten Schuhe reichen bis an die Knöchel, laufen gegen das Ende spitz zu und haben in der Mitte eine Naht von Perlen.“ „Dieser alte Denkstein ruht nun auf einer Tumba, welche augenscheinlich jünger ist; man sieht daran allerlei Wappen, Embleme und Inschriften, die sicherlich nicht älter als das 17. Jahrhundert sind. Rings am Rande der obern Platte, die den alten Bildstein trägt, liest man die Worte:

„Ossa viri fortis, cuius sors nescia mortis
Iste locus munit, euge bonus spiritus audit,
Omnis mundatur, hunc regem (qui) veneratur,
Egros hic morbis celi rex salvat et orbis.“

Eine andre Inschrift lautet: „Monumentum Wittikindi, Warnechini filii, Angrivariorum regis, XII Saxoniae procerum ducis fortissimi“, und eine dritte: „Hoc collegium dionisianum in Dei opt. max. honorem privilegiis retribusque donatum fundavit et confirmavit. Obiit anno Christi DCCCVII relicto filio et regni herede Wigberto.“ Der Schrift nach stammen diese drei Inschriften aus dem 17. Jahrhundert, wiewohl die erstere eine Überarbeitung einer ältern zu sein scheint. Aber auch die ganze jetzige Tumba ist höchstwahrscheinlich schon 1377 gelegentlich eines Besuches Kaiser Heinrichs IV. restauriert worden. Immerhin entbehrt die Annahme, daß Wittekind in Enger begraben sei, nicht jeder Begründung; wenigstens reicht die Sage davon wie das Alter des Denksteins bis ins 12. Jahrhundert zurück. Geschichtlich glaubwürdig wird sie durch die Thatsache, daß Mathilde, die Gemahlin König Heinrichs I., aus dem Geschlechte Wittekind's, Güter bei Enger hatte und dort eine Abtei stiftete.

Im Volksmunde gehen noch mehrere Sagen vom „König Wieking“ um, von denen aber nicht alle wirklich auf ihn, sondern zum Teil auf die Ritter des Wedigensteins, die Edlen vom Berge, gehen.

So erzählt man, daß König Wieking einst über die Höhe in den Lübbecker Bergen ritt, auf der jetzt das Dorf Bergkirchen liegt. Damals habe er gerade

über den Vorzug seines alten Glaubens gegenüber der neuen christlichen Religion nachgegrübelt und nach einem Zeichen des Himmels verlangt. Es war nun gerade sehr schwül, und ihn sowie sein Roß dürstete es sehr. Auf einmal fing dieses mit dem Hufe zu scharren an, und siehe da! an der Stelle sprudelte ein lebendiger Quell auf. Dies Wunder bestimmte ihn, Christ zu werden, und noch heute zeigt man in Bergkirchen diese Quelle als das einzige dort fließende Wasser.

Ferner erzählt man sich über den Bau eines Kirchturms, den man, weil er immer wieder einstürzte, schließlich getrennt von seiner Kirche hinstellte, sowie von dem einer Burg Wiekings allerhand Sagenhaftes.

Die Nachkommen seines Gefolges, einst die Ritter von der Tafelrunde des Sachsenherzogs, die sogenannten Sattelmeier, gelten heute noch für die angesehensten Bauern um Herford und Bielefeld. Früher begleiteten sie „König Wittekind“ zu Pferde und mußten einen berittenen Mann zum Kriege stellen. Noch bis in die neuere Zeit genossen die Sattelmeier besonderer Vorrechte, waren frei von Zehnten und wurden mit besonderen Feierlichkeiten bestattet.

Bei Enger zeigt man auch noch viele Punkte, die der große Sachsenherzog geweiht haben soll; so seinen Lieblingsruheplatz bei Hartwig am Steine. Im sogenannten Elfenbusch bei Ebmeier soll er seinen Vogelherd und sein Vogelhaus gehabt haben; sein liebster Aussichtspunkt war der hohe Esch bei Hücker. Dort stand einst ein Wartturm neben einer uralten heiligen Eiche und dann eine Wallfahrtskapelle. Später wuchs dort eine wunderbare Buche, deren Stamm sich nahe der Erde in sieben Schäfte spaltete, welche sich wieder oben zu einer Niesentrone vereinigten. Schade, daß diese „heiligen sieben Buchen“ jetzt verschwunden sind.

Ferner zeigt man einen Fußpfad von Enger nach Schildesche, wo Wiking eine Kirche baute und seine Schwester als Nonne lebte, den sogenannten Hasenpfad, von dem der Volksmund heute noch singt: „Dat is de Hasenpfad, den König Wiking trad.“ Der Hasenpfad aber soll er von einem Diener Wittekins, Namens Hase, heißen.

Bereits hochbejahrt soll König Wiking sein eignes Scheinbegräbniß angeordnet haben, um die Anhänglichkeit der Seinigen zu erproben. Plötzlich, als alle Leidtragenden um die vermeintliche Leiche ihres geliebten Königs trauernd versammelt waren, trat er selbst wohlbehalten unter sie und machte seine Anhänger für immer zehntfrei. Auch andre, die unterwegs gewesen, ihr Beileid zu zeigen, erhielten einige Vorrechte, wie die Steinköhler zu Pödinghausen.

Endlich, als der alte Held wirklich gestorben war, verbrachte man seine Leiche von der Babilonie, einem spitzen Berge in der Lübbeder Gebirgskette, wo er verschied, nach Enger. Von da an hieß das ganze Land, durch das der Zug ging, Wittekindsländ und war zehntfrei. In der Kirche zu Enger ward der Sarg im kleinen Gewölbe am Chore beigesetzt und verordnet, daß kein anderer je in dem Heiligtume des großen westfälischen Helden bestattet werden sollte. Dies ward unverbrüchlich gehalten; und die Kapitelherren von Enger, deren Stift auch dem Wittekind zugeschrieben wird, hielten viele Jahrhunderte lang an der Gruft des Königs Gottesdienst.

Noch bis in die Neuzeit ward alljährlich Wittekins Begräbnißfeier in Enger begangen, dabei den Schülern Semmeln, sogenannte Timpen, und den Armen eine Bewirtung mit Brot und Wurst zu teil. Die Leiche wurde dabei feierlichst zur Gruft geläutet und ein Gedächtnisgottesdienst abgehalten.

Auf der Höhe Babilonie zeigt man jetzt noch einzelne Mauerreste und Spuren einer dreifachen Umwallung von Wittekind's Burg. Dieselbe soll versunken sein, und der König dort, wie so viele andre Lieblingshelden des deutschen Volkes, verzaubert ruhen, „bis seine Zeit kommt“.

Doch wenn auch nach Wittekind's Tause die Sachsen sieben Jahre lang ruhten, völlig unterworfen waren sie noch nicht. Ingrimig ertrug es das freiheitsliebende Volk, daß seine alten Ordnungen immer mehr verdrängt, daß sie zur Abgabe des Zehnten gezwungen wurden und Heeresfolge gegen andre Völker, wie Slaven und Awaren, leisten mußten. Bei einer Aushebung entflammte die Fackel der Empörung besonders im nördlichen Sachsen; man vertrieb die christlichen Priester, zerstörte Kirchen und Heiligtümer und führte den alten heidnischen Götzendienst wieder ein. Da zog Karl der Große unmutig mit zwei mächtigen Heerhaufen über den Rhein, schlug zwischen Paderborn und der Gressburg ein festes Lager auf und zwang das hartnäckige Volk, Geiseln zu stellen und sich zu unterwerfen. Doch es dauerte noch viele Jahre lang, bis das Land vollständig ruhig war. Festungen wurden gegen sie angelegt und ganze Scharen wehrhafter Männer sowie Tausende von sächsischen Familien gewaltsam verpflanzt. Zu Selz (jetzt Königshofen) an der fränkischen Saale soll Karl der Große (803) einen Frieden mit den Sachsen abgeschlossen haben, was freilich durch neuere Forschungen bezweifelt wird. Wenigstens traten die Sachsen samt den Friesen um diese Zeit in den fränkischen Staatsverband. Außer dem bereits 788 gestifteten Bistum Bremen traten jetzt noch sieben neue ins Leben, nämlich Paderborn und Minden für die Engern, Münster und Osnabrück für das nördliche Westfalen, Verden und Hildesheim für die Ostfalen und Halberstadt für die thüringischen Sachsen. Immer tiefer schlug das Christentum Wurzeln und bildete das starre Volk. Nach einer bereits 742 von Karl Martell aufgestellten Taufformel „entsagten sie dem Teufel, aller Teufelsgilde und Teufelswerken“. Der Täufeling erwiderte: „End ee forsachu allum diabolos uerum end uordum, Thuner ende Wodan end Saxnôte ende allum them unholdum the hiro genōtas sint, d. h.: „Ich entsage allen Teufelswerken und Worten, Thunar (Donar) und Wodan und Sarnot (Zio) und allen Unholden, die ihre Genossen sind.“ Dann mußten sie geloben, an Gott, den allmächtigen Vater, an Christus, Gottes Sohn, und an den heiligen Geist zu glauben. Trotzdem hafteten die alten heidnischen Erinnerungen noch zäh im sächsischen Volksglauben, in ihren Gebräuchen und Festen. Haben doch die Wochentage noch bis auf den heutigen Tag zum Teil ihre heidnischen Namen behalten, wie Dienstag (Zios Tag), Donnerstag (Donarstag) und Freitag (Tag der Freya). Und obwohl der moderne Name „Mittwoch“ den alten „Wodanstag“ (Godanstag) verdrängt hat, heißt er doch noch heute im westfälischen Platt der „Günstag“. Am meisten aber zeigt sich die Treue und Anhänglichkeit an ihren alten Glauben in Sitten und Gebräuchen, die sich bis heute noch beim westfälischen Volke, besonders auf dem Lande, erhalten haben. Wie tiefe Wurzeln trotzdem das Christentum bei den Sachsen schlug, wie es bildend und erziehend auf sie einwirkte, ja dem Überlieferten zum Teil ein spezifisch deutsches Gepräge aufdrückte, davon gibt der „Heliand“ einen schlagenden Beweis. Durch die Sachsen erhielt das deutsche Element eine wesentliche Verstärkung; mit ihrer Unterwerfung war erst die Vereinigung aller deutschen Stämme zu einem Staatsverbände vollendet.